Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 29

Artikel: Die letzten Hunde Dschingis Khans [Fortsetzung]
Autor: Haensel, Carl
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-644749

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die letzten HUNDE Dschingis Khans

Von CARL HAENSEL

Nachdruck verboten. — Copyright by J. Engelhorns Nachf., Stuttgart. 3. Fortsetzung.

Sie hatte die geheimnisvollen Zukunftsworte gehört, mußte sie tragen und bestellen. Die Sendung war hier erfüllt, sie hatte kein Recht vor den Sternen mehr, in diesem reinen Glück und diesem milden Wunderland zu bleiben. Sie ahnte, daß es ihr letzter Ritt über den zarten Blumenauen Berns gewesen war. Sie weinte nicht, sie beugte sich, sie senkte das Haupt und bot dem harten Wind die reifen Blütenblätter dar, er mußte sie pflücken.

Bubenberg war in den glücklichen Tagen mit Mirimah ein anderer gewesen. Das Sturmerleben hatte ihn bis zum Grund aufgewühlt. Er schlich oder schlenderte nicht mehr, er bekam einen Gang und eine Haltung. Sein Bett sah morgens nicht mehr zerwühlt, um und umgedreht aus, Zeugnis und Walstatt seiner Traumschlachten. Er erwachte jetzt auf geglätteten Linnen, erhob sich mit einem Satz, sobald der Diener früh zum Ausreiten weckte. Der Traum kam zwar noch manchmal, aber mehr wie ein schwaches Echo seiner selbst. In der letzten Nacht war es ihm sogar gelungen, einen der mörderischen Gesellen zu fangen und zu bändigen, wie er es mit Marduk dann auch wirklich machte. Es war ein langsames Ansteigen auf den Gipfel des bisher erlebten Glücks gewesen, daß er endlich einmal aus vollem Herzen zu ihr hatte sprechen dürfen, daß sie ihn angehört hatte, daß sie nun eine Hoffnung und eine große Arbeit gemeinsam hatten, als Heimlichkeit sogar. Während er sonst tagsüber das Haus kaum verließ, hielt er es heute in seinen Wänden und im Garten hinter der Mauer nicht mehr aus. Er überlegte, ob er sie nicht gleich einreißen lassen sollte. Es mußte an diesem Tag etwas ganz Besonderes geschehen. Er hatte das Bedürfnis, sich mitzuteilen, seinen lange gemiedenen Freunden zu zeigen, daß er nun wieder gesund sei.

Er entschloß sich zu einem Gang durch die alten vertrauten Weinstuben der Heimatstadt. Wie ein nach Irrfahrten Heimgekehrter ging er durch die Gerechtigkeitsgasse und beschaute sich die alten Häuser, wie sie dichtgedrängt, breitbeinig in langer Zeile nebeneinander standen. Nicht schematisch und schemenhaft fügten sie sich zusammen, keine mit dem Lineal gezogenen und reglementierten Baufluchten gab es hier, sondern freiwillige Einordnung in die natürlich und frei geschwungene Front, eine lebendige Einheit hatte sich gebildet. So, Arm bei Arm und Fuß bei Fuß, aber die Nase da, wo es ihnen gut schien, standen die alten Bubenberger Landsknechte vor ihrem Feldmeister.

An einem der stämmigen Hausbeine führte eine Treppe in den offenen Keller hinab. Eine holzgetäfelte Stube mit drei Tischen tat sich auf. Ueber jedem Sitz war an der Wand die Stelle sichtbar, an der Abend für Abend derselbe Gast seinen Kopf anlehnte. Am ersten Tisch saßen die Hergelaufenen, die Fremden, Neugierigen oder wer sonst. Am zweiten die Altbürger und am dritten die Patrizier. Dort rückte man zusammen, als Bubenberg kam. Man begrüßte ihn, als wenn er gestern zum letztenmal dagewesen wäre. Er bekam die Brissago mit der Anzündeflamme, aber die Wirtin wußte nicht mehr, ob er Weißen oder Roten trank.

Dort nahm er den Dämmerschoppen und ging dann zum alten Ramseier, der die besten Forellen hatte. Er tat nichts anderes, als Forellen fangen und dann für sich und für seine ausgewählten Gäste zubereiten. Bis zur Abberufung in die Pfanne blieben die Fische in seinem Springbrunnenbassin im Hof. Zur Fütterung hatte der alte Ramseier sich etwas ganz Besonderes ausgedacht: er hatte eine elektrische Bogenlampe gerade darüber aufhängen lassen, die er mit der Dämmerung anzündete. Das Insektenvolk flog gegen die gläserne Glocke, verbrannte sich die Flügel und fiel hinab, direkt in das Maul der Forelle. Deswegen war deren Fleisch bei ihm frisch und gespannt, während die anderen Wirte sie schlapp werden und hungern lassen.

Als Bubenberg spät in der Nacht heimging, taumelte er zwar auch wieder ein wenig, aber ganz anders wie am hellen Tag vor Mirimahs Ankunft. Damals war es die Leere gewesen, die seinen Fuß unsicher machte, jetzt deren Gegenteil.

Da geschah etwas Seltsames. Eine Polizeistreife mit einem Wolfshund kam auf ihn zu. Sobald der Hund seine Witterung bekam, fiel er ihn an, bellte, stellte ihn. Der Posten entschuldigte sich und beruhigte das Tier. Aber bei der nächsten Streife wiederholte sich dasselbe. Der Skandal war einmal komisch zu nehmen, die Dauer aber ging auf die Nerven. Bei der dritten Streife war einer der Beamten aus der Dressuranstalt dabei. Er begrüßte Bubenberg und meinte lachend, das würde ihm nun wohl in Bern bei jedem Heimweg zustoßen, denn die Hunde seien ja alle an ihm ausgebildet und verlören diese Witterung ihr Lebtag nicht.

Mit dem Morgengesang der Vögel traf Bubenberg erst in Muri ein und versank unausgekleidet in einen bleiernen Schlaf.

Gegen Sonnenaufgang kam in die Meute des Paschas eine ungewöhnliche Erregung. Das Angstgebell der Hunde, die aus ihren Ställen zu ungewohnter Stunde herausgescheucht wurden, schlug an das Ohr des Schläfers und löste die Traumlawine aus. Verzweifelt rang er gegen die anstürmenden Wolfsrachen; die wilde Jagd wälzte sich, wie schon tausendmal, über ihn hinweg; er erwachte. Er unterschied dann auch, schon vollbewußt, das Gekläff Marduks. Aber er war noch zu ermattet, er schlief gleich wieder ein. Ihn narkotisierte der Gedanke, daß ihn ja doch der Diener zum Reiten wecke.

Aber der Diener weckte ihn nicht. Erst am Nachmittag erwachte er. Der Tag war grau und verhangen. Seine Schädeldecke schien dünn und brüchig wie Glas zu sein. Wenn nur heute kein Aerger kam. Er sah auf die Uhr: Verschlafen! Die eine schöne, köstliche Stunde des Tags verschlafen, seine Chance verschenkt! Er riß an der Klingelschnur, daß der Draht zersprang. „Warum haben Sie mich nicht zum Morgenritt geweckt?"

Der Diener brachte schon niederschlagendes Sodawasser mit. Erst nachdem die kalte Brause außen und der Sprudel innen gewirkt hatten, berichtete er: Der Pascha war bei Morgengrauen mit Frau, Dienerschaft und Hunden aufgebrochen. Nur der Nazir war zurückgeblieben, um die Haushaltauflösung abzuwickeln. Sie waren dann allesamt mit dem Frühzug nach Basel

gefahren, um dort in den Orientexpreß umzusteigen. Es waren in der Nacht ein paar Telegramme aus Konstantinopel gekommen. Danach hatte der Pascha sich von einer Stunde auf die andere zur Abreise entschlossen.

Um Bubenberg begannen die Wände zu kreisen, aber entgegen der Sonnenbewegung, schmerzhaft synkopierend. Er schrie, mit voller Kraft, und doch kam nur ein trockenes Gurgeln aus seiner zugeschnürten Kehle. Der Diener deutete es dahin, daß er den Nazir zu sprechen wünsche.

Der Nazir erklärte, daß der Pascha zum allererstenmal eine Reise unternehme, zu der er nicht die Zug- und Bettkarten bestellt habe. Er sei überzeugt, daß es mit keinem Anschlußzug klappe. Aber den tollkühnen Versuch, ohne ihn nach Stambul zu fahren, habe der Kabassakal wirklich gemacht. Ihre Exzellenz habe ihn nur noch beauftragt, ihm dieses Paket zu überbringen.

Er reichte ihm ein in Seide eingewickeltes kleines Etwas. Die Seide konnte von dem Kleid stammen, in dem er Mirimah zuletzt gesehen hatte. Bubenberg warf Nazir und Diener hinaus. Es war Mirimahs Zigarettendose. Rotes Gold, mit erhöhten Querleisten, diese mit Smaragden besetzt. Das Muster des Hauses Osman.

Dieses Etwas, das er in seinen zitternden Händen hielt, war alles. Sein Auge hatte ihr Bild verloren, sein Ohr das Rascheln ihres seidenen Schrittes, die Finger konnten sich spitz machen und ausstrecken, bis die Gelenke schmerzten, sie fühlten das süße Beben ihrer Hand nicht mehr. Nur ein ganz leiser Duft ging von dem Stückchen Seide aus. Wenn er die Augen schloß, so konnte er denken, daß er auf sie wartete und gleich eine Tür aufging, ein Trippelschritt über die Schwelle klapperte, der helle Ton ihrer Stimme zu läuten anfing.

Er hätte die Leere nicht ertragen; die Glasglocke um sein wundes Gehirn wäre vielleicht zersprungen, hätte er sich nicht an ein Wort Djavids erinnert: Unser Land steht allen offen, wenn wir erst die Freiheit um die Verfassung erkämpft haben. Die Revolution marschierte doch! Mirimah konnte nicht unerreichbar sein!

Djavid mußte helfen.

Djavid war nicht da. Nirgends war er zu finden. Frische Luft war sowieso das beste, Bubenberg machte sich selber auf den Weg, den Türken bei einem seiner Freunde oder im Kaffee aufzusuchen. An einem Kiosk war ein Sonderblatt angeschlagen: Revolution in Konstantinopel.

Bubenberg machte ein paar unsichere Schritte über den sonnendurchglühten Platz. Sein Geist war losgelöst von Körperlichkeit und Umgebung. Er hob sich in einem einzigen Erkenntnisblitz sogar über die Bindung durch die Zeit. Bubenberg spürte das kosmische Gewitter in der Luft, das hereinzubrechen begann; der Boden schwankte schon ein ganz klein wenig unter den einleitenden Erschütterungen. Die ersten Sandkörner rieselten aus den feinen Brüchen und Spalten des Gesteins, aus dem der Bergrutsch später niederbrechen sollte. Selbst sein festes Bern schien ihm bedroht.

Er blieb mit seiner Unheilsahnung allein. Seinen Landsleuten waren die Ereignisse in der fernen Türkei nur Stoff zur Unterhaltung. Sie spürten keine Zusammenhänge und keine Zukunftsdrohung. Ein paar schimpften auf Jungtürken, die ihnen etwas schuldig geblieben waren.

Bubenberg zog sich in sein Haus zurück. Er kam sich dort einsam und abgeschieden vor, wie auf dem Grund eines Gletscherdorms. Am nächsten Morgen traf ein zerknitterter Brief Djavids ein. Er hatte ihn im Zug hinter Bern geschrieben und in Olten eingeworfen. Seine überstürzte Abreise bat er zu entschuldigen. Er lasse bald von sich hören. Ueber seine Habseligkeiten bäte er zugunsten der Blinden nach Gutdünken zu verfügen. Er brauche sie als Finanzminister nicht mehr. Wenn seine Pläne scheiterten, benötige er sie noch weniger. Ein Zurück gäbe es nicht mehr.

Djavid Bey hatte natürlich, wie sich Bubenberg hätte sagen können, Wichtigeres zu tun, als in der nächsten Zeit an ihn zu schreiben. Infolgedessen war Bubenberg auf Zeitungsmeldungen und die dürftigen direkten Nachrichten des Konsulats angewiesen.

Die jungtürkische Revolution war durch die Garnison von Saloniki überraschend begonnen worden und durch ein ebenso überraschendes Nachgeben des Sultans ohne Blutvergießen siegreich geblieben. Die sonst so außerordentlich geschickt geleitete Geheimpolizei hatte versagt. Der Sultan erkannte, daß er den Kabassakal an der falschen Stelle angesetzt hatte. Während er die im Ausland wirkenden Agitatoren für die gefährlicheren Feinde hielt, war unter dem Schutz der Westmächte die Ausbreitung der revolutionären Ideen in der mazedonischen Armee gelungen. Man fand eine Verständigungsformel, die den Offizieren das Mitmachen ermöglichte, ohne daß sie den Kalifen anzutasten brauchten: der Sultan blieb, die Veziere wechselten, Parlament und Verfassung wurden wieder hergestellt.

Bubenberg verschlang diese Nachrichten, aber sie konnten seinen Hunger nach Mirimah nicht befriedigen. Von ihr war nirgends zu lesen und konnte auch nirgends etwas zu lesen sein.

Da niemand auf die einzigen Fragen, die ihn noch angingen, in Bern Auskunft geben konnte, brach er jeden Verkehr ab und lebte für sich allein. Diese Einsamkeit aber gärte in ihm die allerschlimmsten Nervenzustände aus. Das Licht der vergangenen Tage war so schattenlos hell gewesen, daß er seine Stärke damals nicht einmal zu schätzen wußte. Nun lag er in völliger Finsternis, die Nachtgespenster warfen sich über ihn. Er suchte alle Orte auf, an denen er mit Mirimah zusammen gewesen war. Aber der Erinnerungshauch, der dort haftete, diente nur dazu, seine Nöte weiter zu steigern.

Als diese Hoffnungslosigkeit sich zu einer Krise gesteigert hatte, die entweder in ein Nervenfieber oder einen Kollaps ausarten mußte, kam ein Telegramm aus Konstantinopel, durch das der Finanzminister Djavid Bey die Berufung Bubenbergs als Chefingenieur in das neue Arbeitsministerium ankündigte. Die offizielle Nachricht kam einige Stunden später durch die Botschaft. Sie war durch Said Pascha unterzeichnet, den Großvezier des Sultans. „Auf Seiner Majestät Befehl . . ." Bubenberg drehte das kostbare Blatt in seinen Händen, befühlte es, barg es an der Brust und wartete, daß es ihm das Geheimnis verrate: Wer hatte seine Berufung beim Sultan durchgesetzt? Nur Djavid?

Jeder Arzt hätte es für völlig ausgeschlossen erklären müssen, daß Bubenberg in ein klimatisch und soziologisch mörderisches Land reise, um sich an Aufgaben zu wagen, an denen die gesündesten Nerven zerreißen mußten. Aber er frug keinen um Rat. Das Weitervegetieren hier war ihm keinen Pfifferling mehr wert. Besser das Ende mit Schrecken als der Schrecken ohne Ende. Er wußte, daß wenn es überhaupt noch eine Rettung für ihn gab, nur Mirimah der Mittler war. Mirimah oder gar ihre Umgebung, der fleischgewordene Dämon neben ihr, und dessen Hunde, die als greifbare Wirklichkeit die Traumbilder bereits zeitweilig verscheucht hatten. Mit der Zähigkeit, mit der wir am Leben hängen, glaubte er seit den Tagen um Mirimah an ein Geheimnis, das hinter ihr und den Bestien stecke, das vielleicht zurückführe bis zu den Wurzeln seines eigenen Schicksals und ihn im körperlichen Kampf mit den sichtbaren Symbolen von der ewigen Geisterschlacht im Traumleben erlöse. Mit diesem ahnungsvollen Glauben, der sich mit seinem nüchternen Schweizertum nicht vertrug, aber den er gegen die Kalkulationen des Ingenieurs in ihm in Schutz nahm und vor ihnen versteckte, stieg er einen Tag später in den mit Abenteurern vollgepropften Orientexpreß.

* * *

Die Reisezeit für den Orient hatte noch nicht begonnen. Der Zug war aber bis zum letzten Bett besetzt. Die Ordnung war in Konstantinopel offiziell wieder hergestellt, eigentlich auch nie gestört gewesen, obwohl angeblich das ganze alte Staatsgebäude zusammengebrochen war. Man merkte nur nicht viel davon. Die Aasgeier Europas flatterten heran, um in den Trümmern zu wühlen und ihre Geschäfte zu machen. Trümmer

fanden sie keine, aber doch Geschäfte, vorausgesetzt, daß sie den nötigen Backschisch mitgebracht hatten, damit die alten Beamten ihnen die neu gestrichenen Türen öffneten.

Bubenberg war es gelungen, sich ein Abteil allein zu sichern. Lediglich vor einem Zusammentreffen in den Waschräumen oder in den Gängen der Expreßwagen war er nicht geschützt. Er wich aber einer Ansprache aus und vermied jede Frage.

Auf der See ist man von Anfang an auf langes Eingesperrtsein eingerichtet, aber bei Landreisen beengt und ermüdet die Dauer.

Er fuhr nun bereits den dritten Tag. Die Zöllner an der türkischen Grenze waren noch dieselben, wie vor dem Umsturz, aber die Jagd auf Bücher mit dem Tabuwort „Elektrizität" gab es nicht mehr. Die neuen Machthaber hatten noch keinen Spezialwunsch geäußert. Also suchte man bei der Revision nach gar nichts. Auf den Bahnstationen flatterten die ersten roten Flaggen mit dem Halbmond.

Neben der Bahn dehnten sich an den Rändern der Ortschaften große Lehmtennen aus, auf die das Getreide aufgeschüttet wurde. Ochsengespanne, die vor einen Holzschlitten gespannt waren, fuhren darüber und besorgten so das Dreschen. Man war nun nur noch zwei kleine Stunden von Asien entfernt. Europas Firnis wurde dünn und brüchig. Jeder Baum war eine königliche Seltenheit und trug entsprechend seine Krone. Die niedrigen Büsche, die längs der Bahnlinie auf steinigem Gelände kümmerlich vegetierten und mit langen Dornen Früchte verteidigten, die sie nicht trugen, fühlten sich schon als Wald. Das erste Kamel trieb vorüber.

Endlich, nach heißen, trockenen Tagen glitzerte in der Ferne Wasser. Aber es war noch nicht das Meer. Kütschük Tschekmedsche stand auf der Karte, ein Süßwassersee. Wenige Minuten folgte die Bahn seiner trüben Flut. Eine Biegung nach links: der Horizont brach auseinander, Thalatta! Tiefblau, wie der Himmel, füllte es die sichtbare Welt, als Wasser beglaubigt durch einen schwarzen Dampfer, der in der gleichen Fahrtrichtung wie der Zug draußen schwelend dahinzog.

Bubenberg war durch den Anblick dieses ewig blauen Meeres zu Tränen gerührt. Ein hartes Klopfen an die Abteiltür schreckte ihn auf. Es war der Schaffner.

„Dreißig Minuten vor Stambul, Herr!"

Bubenberg trat auf den Gang und ließ den Schaffner die Koffer zusammenräumen.

Auf der Höhe des Meeres lag ein Nebelkissen, aus dem, wie die Spitze eines Berges, ein rötlich schimmerndes Dreieck herausragte. Man sah dunkle Furchen in dem gefaltenen Gestein, keinen Baum, kein Gemäuer. Die Entfernung war schwer zu schätzen. Wahrscheinlich bereits ein Berg in Kleinasien. Bubenberg suchte wieder auf der Karte — er tat dies sehr gern —, richtete den Kompaß und riet auf den bithynischen Olymp. Also dort, am Fuß, im Dunst mußte Brussa liegen, die Märchenstadt, durch deren glühende Gassen die Schmelzwasser des olympischen Schnees eilen; durch grüne Weingärten, persische Bazare, unter tropischem Himmel.

Bubenbergs Aussicht wurde durch einen breiten Rücken eingeengt, der das Nachbarfenster wie ein Laden ausfüllte. Bubenberg hatte diese massige Statur noch nicht gesehen, er mußte erst an der Grenze eingestiegen sein. Die Aasgeier aus dem Westen waren allesamt kleiner. Endlich nahm der neue Nachbar den Kopf aus dem Zugwind zurück und lehnte sich an die Gangwand. Große Augenbrauen, breiter Mund, stark gefurchte Haut, die Narbe einer Aleppobeule auf der rechten Wange, untrügliches Zeichen, daß er lange im Orient gelebt hatte.

Das Merkwürdigste an ihm war seine phantastische Uniform. Er trug eine schwarze, fezartige Lammfellmütze, den Kalpack, eine rote, pelzbesetzte Husarenjacke, Lederhosen und Kürassierstiefel. Man kann den geheimnisvollen Orient auch komisch nehmen, dachte Bubenberg.

Als Bubenberg seine Karte weiter hin- und herdrehte und etwas vom Olymp buchstabierte, verbeugte sich der tscherkessische Husaren-Kürassier und sprach ihn in fehlerfreiem Deutsch an: „Sie irren, das ist nicht der Olymp!

Bubenberg musterte ihn von oben bis unten, aber er schien ihn nicht ganz zu verdammen, obwohl er deutsch sprach. Die Muttersprache zu hören, ganz fern der Heimat, ist zunächst unheimlich.

„Für den Olymp ist die Schneezunge charakteristisch, die auch jetzt noch im Juli im Bergleib sichtbar ist. Dies ist nicht der Olymp. Es ist Oxia."

Bubenberg bedankte sich und suchte eifrig auf seiner Karte nach Oxia. Er fand schließlich mitten im Marmarameer ein winziges Eiland dieses Namens. In seinem Reisehandbuch, das die milden Zöllner verschont hatten, stand: „Oxia, ein unbewohnter Marmorfels, diente als Exil für politische Verbannte."

Es lief Bubenberg eiskalt den Rücken herunter. Verbannt, und ewig die Stadt der Städte vor Augen. Ein Tantalusexil.

Bubenbergs Nachbar schaute mit seinen grauen Augen unverwandt nach Oxia hinüber. Seine Hände ruhten auf der herabgelassenen Fensterscheibe. Sie waren braun verbrannt, blond behaart, aber von langer, europäischer Form. In den Fingerspitzen zitterte die Bewegung, die im übrigen in keinem Zug des beherrschten Gesichts zum Ausdruck kam.

Seine Augen streiften Bubenberg. Dessen Erregung schien ihm zu gefallen. „Sie litten meist nicht lange. Es ist kein Wasser auf der Insel und die Wärter vergaßen manchmal, daß Allah dort nur einmal im Jahr regnen läßt. Die Verbannten verschmachteten angesichts des Meeres und der Häuser, die man ihnen genommen hatte."

Bubenberg fuhr sich mit der Hand über das Gesicht. „Aber das war doch nur — vor Jahrhunderten vielleicht ..."

Der Fremde sah ihn überlegen an: „Kein menschliches Greuel war, das nicht noch ist. Mich hat der Sultan und sein Bluthund, der Kabassakal, vor ein paar Jahren dort hinübergeschafft. Es ist ein Wunder, daß ich noch am Leben bin!"

Der Zug umfuhr gerade die Serailspitze. Es gibt keine schönere und mehr Schönheit mordende Bahnstrecke wie diese. Rechts Marmarameer und Mündung des Bosporus, links die Türme der byzantinischen Mauer, darüber die holzschwarzen Häuser der Gegenwart und zuhöchst die zeitlosen Kuppeln der Moscheen, mit dolchspitzigen Minaretts gegen die Wolken verteidigt. Das Grün der Bäume begann mit der Nähe der Stadt, nicht wie bei uns vor ihr flüchtend. Freilich keine einzige Palme, unter der Bubenberg doch den ersten Mokka schlürfen wollte! Aber Platanen, groß wie ganze Burgen, und Chöre singender Zypressen.

Unmittelbar vor der Bahnhofshalle durchschnitt der Zug eine tunnelartig nahe Mauer. Mit dem stickigen Oxyd aus der Lokomotive schlug ein fast schon verwesungssüßer Jasminduft in den Wagen.

Der Zug hielt, die Sorge um das Gepäck begann. Die Gepäckträger wollten schnell, die Zöllner langsam und gründlich arbeiten. Es entstanden Kofferbarrikaden, hinter denen sie sich wüst beschimpften, mit dem langen, tönenden, tränenreichen Atem des Ostens.

Bubenberg hatte gehofft, Djavid Bey, oder jetzt Djavid Pascha, an der Bahn zu sehen. Er war nicht da. Ein braun bekleideter, negerhafter Portier des Pera-Hotels bemühte sich um den uniformierten Reisegefährten Bubenbergs, nahm aber von dem übrigen Inhalt des Zuges nur wenig Notiz. Der Fremde aber, der Bubenberg bezüglich Oxias Auskunft gegeben hatte, kam noch einmal durch das Gedränge — wie zufällig — zurück und frug Bubenberg, ob er ihm irgendwie helfen könne.

Bubenberg schämte sich ein wenig. Er hatte gar nicht mit der Möglichkeit gerechnet, daß ihn seine Freunde hilflos den Ankunftsschwierigkeiten in der fremden Stadt überließen. Er mochte dies aber nicht gestehen, sondern bat, sich an ihn nicht zu stören. Der Fremde war zu taktvoll, weiter zu fragen. Er machte ihn nur darauf aufmerksam, daß es für ihn zweckmäßig sei, im Pera-Hotel zu wohnen, und sich durch Ratschläge zweifelhafter Führer nicht beeinflussen zu lassen. Wenn Bubenberg

übrigens einer der Herren sei, die vielleicht von einem Ministerium offiziell abgeholt werden sollten, so mache er auf einen ganz hinten am Ende des Bahnsteigs stehenden Effendi im Fez und schwarzen Gehrock aufmerksam. Es sei der Untersekretär Emrulah vom Arbeitsministerium. Er selber heiße Ahmed Bey und hoffe, ihn später im Pera-Hotel zu sehen.

Es entsprach der Würde des Unterstaatssekretärs Emrulah, sich nicht in das Gewühl der ankommenden Reisenden zu drängen, sondern zu warten, bis sich der Schwarm verlaufen hatte. Es war anzunehmen, daß auch der von ihm abzuholende Schweizer solange wartete. Dann mußten sie sich von selber begegnen. Die Rechnung stimmte, weil inzwischen Ahmed Bey eingegriffen hatte. Im Osten verläßt sich der Mensch mehr auf das Schicksal als bei uns, deswegen ist es auch seinerseits tätiger.

Emrulah trug einen tadellosen, in Paris gefertigten Gehrock. Er sah sehr würdig aus, dank eines melierten Knebelbartes. Daß er diesen Bart nicht färbte, unterschied ihn von fast allen seinen Kollegen. Aber die graurötliche Färbung seines Bartes paßte gut zu seinen wässerigen Augen.

Bubenberg war sehr erleichtert, daß ihn ein solch würdiger Beamter abholte und schüttelte ihm vertrauensvoll die Hand. Der Unterstaatssekretär sprach ein fehlerfreies Französisch und eröffnete ihm, daß ihn der Minister in der Hohen Pforte erwarte. Welcher Minister? Djavid Bey? Emrulah schüttelte den Kopf. Nicht Djavid Pascha, sondern der Arbeitsminister, dem Bubenberg unterstehe.

Fortsetzung folgt.

Sommer . . .

Das Korn steht hoch. Aus allen Wiesen
Steigt süß der Ruch vom grünen Klee.
So weit du siehst, so weit ich seh'
In einen Himmel blau wie diesen,
Weh'n Wolken: aufgetürmte Riesen,
Gebirgehäupter, weißer Schnee.

O Grün und Weiß und Bläue! Sinkend
Sonnenverzaubert in die Flut,
Die torfmoorbraune . . . Wie sie ruht!
Vom Grunde leuchtend, Farben trinkend,
Am Ufer uns beschattet, winkend
Mit uns'rer Bilder Spiegelglut!

Laß bei den Birken uns verweilen
Oder am grauen Findlingsstein! —
Hörst du den Wind in Gras und Rain?
Und wie die stillen Wolken eilen? . . .
Das Liebeslied aus Sommerzeilen? . . .
Du bist bei mir — Nur du allein!

Maria Elg.

Wir Mädchenhändler

Humoristische Skizze von Friedrich Brieri

Wenn mein Freund Oskar Hanselmann in seinem Wagen sitzt, ist er immer in aufgeräumter Stimmung. Zu seinen merkwürdigen, aber liebenswürdigen Gewohnheiten gehört es, unterwegs arme, alte oder schwache Menschen in sein Auto zu verpacken und sie so, ehe sie sich's versehen, blitzschnell an ihr Ziel zu bringen. Nun kann man ja leicht vorstellen, daß diese schöne, aus unablässig guter Laune geborene Neigung meines Freundes nicht selten zu den seltsamsten Situationen Anlaß gegeben hat. Er unterstreicht nämlich oft seine freundlichen Einladungen gerne mit für Fremde gewalttätig scheinenden Gesten, die in den also Aufgelesenen manchmal den Gedanken aufkommen lassen, daß die Sache vielleicht nicht ganz „sauber" sei!

Eines Tages nun fuhren wir zusammen durch das Berner Seeland. Um uns herrschte eine grandiose Stille. Kein Mensch weit und breit. Wir durchfuhren verschlafene, behäbige Dörfer; Starenschwärme stoben hin und wieder kreischend auf. Hundegebell in der Ferne. — Da tritt, vielleicht tausend Meter vor uns, ein Pünktlein aus dem Walde. Und dieses Pünktchen erweist sich schon nach wenigen Sekunden Fahrt als ein altes Mütterchen, das unter der Bürde eines großen Holzbündels tiefgebückt den Heimweg auf der staubigen Landstraße antreten will.

Oskar sagt wie in plötzlicher Erleuchtung: „Die nehmen wir mit!" Ich wage einen bescheidenen Einwand: „Ob sich denn die Alte auch wirklich freuen werde, oder ob sie vielleicht nicht lieber zu Fuß nach Hause gehen wollte?" Oskar aber läßt keine Widerrede gelten. Er stoppt dicht neben der Holzsammlerin, die uns in ihrer tiefgebückten Haltung und Schwerhörigkeit nicht einmal bemerkt zu haben scheint. Oskar gibt ihr nun strahlenden Angesichts zu verstehen: sie möge nur einsteigen, wir würden sie im Handumdrehen vor ihrer Behausung wieder absetzen.

Die gute Frau bleibt stehen, hebt ihr zerknittertes, von Wind und Wetter gegerbtes Gesicht und reißt die kleinen Augen erstaunt auf:

„Ach, Herr . . .", sagt sie und kichert ein wenig in sich hinein, denn sie glaubt natürlich, mein Freund Oskar wolle sie zum besten haben.

Mein Freund Oskar wird schon ungeduldig. „Nun, los, Mutter, hinein in die Polster!"

Das brave Mütterchen aber begreift noch nicht, und, wie um besser zu hören, legt sie die Hand an das linke Ohr und macht uns umständlich verständlich, daß sie zwar in ihrem Leben schon viele Autos gesehen hätte, aber noch nie zu einer Autofahrt eingeladen worden sei. Und überhaupt: sie in ihrem Aufzug, mit ihrem Holz, was sollten da die Leute sagen! Nein, nein, das wäre nichts für sie, wir sollten uns lieber eine hübsche junge Dame mitnehmen, haha!

Da aber geht Oskar mit volksrednerischer Gewandtheit noch einmal zum Angriff über mit dem Ergebnis, daß die Bedenken des Mütterchens zerstreut werden und die Aengstliche schließlich hinten im Fonds auf den Polstern sitzt, eine dicke Decke über den Knien und das weit aus dem Wagen ragende Holzbündel neben sich.

„Wo wohnst du, Mütterchen?" — „Da und da", erklärt sie umständlich, „da hinten durchs Dorf, links um die Kirche herum, dann wieder ein Stück durch den Wald und dann den zweiten